

LUCY TAYLOR

DIE
GEBORGENHEIT
DER
FREMDEN STADT

Aus dem Amerikanischen von Thomas Schichtel

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Safety of Unknown Cities*
erschien 1999 im Verlag Overlook Connection Press.
Copyright © 1999 by Lucy Taylor

1. Auflage Oktober 2019
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Anja Heidboehmer
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

Für Mary Ann Backman, Joan Iaconetti und
Frances McKinnon – allesamt liebe Freundinnen
und Reisegefährtinnen

Einleitung

von Lucy Taylor

Als Dave Hinchberger mit der Idee an mich herantrat, *The Safety of Unknown Cities* neu aufzulegen, war ich davon begeistert, dass das Buch die Chance auf einen größeren Leserkreis erhalten sollte. Nachdem er hinzugefügt hatte, er hätte es gern, wenn ich eine neue Einleitung verfasste, fiel meine Reaktion etwas weniger begeistert aus – es ist viel leichter, objektiv über anderer Menschen Arbeit zu schreiben als über die eigene.

Außerdem war mir klar, dass ich mich für eine neue Einleitung wieder mit dem Roman, den ich etliche Jahre lang nicht mehr angesehen hatte, würde vertraut machen müssen. Ich weiß nicht, wie sich andere Schriftsteller bei dieser Aufgabe fühlen, aber in der Regel lese ich meine Werke nicht noch einmal, nachdem sie gedruckt worden sind, wahrscheinlich aus dem gleichen Grund, warum ich wohl auch keine Freude daran hätte, mir selbst auf einem Video beim Sex zuzusehen. Das erscheint mir zu gefährlich für das Ego und potenziell entmutigend – was geschieht, wenn mir die eigene Leistung nicht gefällt, sei es die literarische oder ein anderer Aspekt? Und wenn ich

anschließend zu gehemmt bin, um meine Arbeit fortzusetzen?

Nichtsdestotrotz muss ich einräumen, dass ich *Cities* zwar mit Unbehagen aufs Neue gelesen habe, aber im Wesentlichen immer noch damit zufrieden war. Viele Szenen hatte ich vergessen – insbesondere ein paar mit dem Erzbösewicht und Universalperversen, dem leidenschaftlich unbußfertigen Bisexuellen Arthur Breen. Ich habe Breen immer gemocht – er mag ein psychopathischer Lustmolch sein, aber bei Gott, er kann, falls nötig, die richtige Verbform auspacken, und was er auch in der Luft hängen lässt, es ist nie ein sprachlicher Bezug.

Vermutlich habe ich auch deshalb eine Schwäche für *Cities*, weil es mein erster veröffentlichter Roman ist. Ihn zu schreiben, half mir über etwas hinweg, das mir bis dahin eine unüberwindliche Hürde zu sein schien – einen Roman zu schreiben und auch *abzuschließen*. Sicher, ich hatte über die Jahre mit mehreren Romanen angefangen, aber niemals das Durchhaltevermögen oder das Vertrauen in die eigene Arbeit gehabt, um auch einen zu vollenden.

Cities war zunächst gar nicht als Roman gedacht. Ursprünglich wurde es als Novelle für eine Sammlung erotischer Erzählungen unter dem Titel *Unnatural Acts and Other Stories* geschrieben, die 1994 bei Masquerade Press erschien. Ich hatte nie in Erwägung gezogen, *Cities* zu einem Roman zu erweitern, bis John Pelan – mein Herausgeber bei Silver Salamander Press, wo schon zwei meiner Sammlungen erschienen waren – den Vorschlag machte, ich sollte darüber nachdenken. Schließlich veröffentlichte er eine limitierte Ausgabe des Romans mit wunderbaren Illustrationen des Künstlers Alan Clark.

Später druckte Titan Press den Roman im Vereinigten Königreich.

Im Jahr der Veröffentlichung, 1995, gewann *Cities* den Bram Stoker Award (verliehen von der Horror Writers Association) für den besten Erstlingsroman, den Deathrealm Award für den besten Roman und den International Horror Critics Guild Award für den besten Erstlingsroman. All diese Anerkennung für das Buch war toll, aber ich habe mir oft gewünscht, sie würde auch einen besseren Zugang zum Publikum des Massenmarkts mit sich bringen. Ich weiß, dass *Cities* in puncto Sex und Gewalt ein bisschen extrem ist – das spiegelt mich mit Anfang 20 wider. Ich erinnere mich noch, wie ich mit dem Zug in einer Schweizer Kleinstadt angekommen und eine steile Kopfsteinpflasterstraße hinaufgegangen bin, um dann die Panoramasicht über die Stadt unter mir und einen See zu genießen, der mir im Licht des späten Nachmittags wie ein großer wolkiger Opal erschien. Und ich weiß noch, wie ich mir mit wachsender Begeisterung überlegte, dass kein einziger Mensch meinen derzeitigen Aufenthaltsort kannte. Niemand konnte mich finden. Niemand konnte mich anrufen. Niemand konnte mich sehen, der mich beim Namen kannte. Für jemanden, dem die eigenen Kindheitserinnerungen die Sartre'sche Vorstellung eingehämmert hatten, dass die Hölle in Wirklichkeit andere Menschen sind, war das ein toller Augenblick. Ich wusste, dass ich zumindest in diesem Augenblick frei war.

Das Erlebnis dieses Gefühls habe ich seither immer wieder gesucht. Oft gelang es mir, aber bei anderen Gelegenheiten degenerieren das Hochgefühl und die Freiheit aus unerfindlichen Gründen zu tiefer Einsamkeit

und einer Ahnung bitterer Isolation. Aber es hat schon etwas, in einer fremden oder unerforschten Stadt wie Hongkong oder Paris oder Sydney einzutreffen, wo es ein astronomischer Zufall wäre, einem bekannten Gesicht zu begegnen, und Straßen entlangspaziert, die man noch nie gesehen hat.

Dieser Wunsch nach Frieden, verbunden mit Anonymität, nach dieser seltsamen Abgeklärtheit, die durch das Vertiefen in das völlig Fremde und Exotische entsteht, hat vermutlich Pate für meine Idee von *Cities* gestanden. Es schien mir der logische nächste Schritt zu sein, zu dieser Mischung noch sexuelle Getriebenheit hinzuzugeben – denn betrachten nicht manche Menschen den Körper eines neuen Sexpartners als Erforschung eines unbekanntes Landes, als Überschreitung einer offenen oder bewachten Grenze oder als anregende Reise ins Unbekannte? Wenn das bewusste oder unbewusste Ziel darin besteht, vor Intimität zu fliehen, dann wird das Vertraute furchterregend, während das Neue und Unbekannte paradoxerweise beruhigt.

Trotz der oft plastischen Sexszenen in *Cities* dreht sich das Buch auch um das verzweifelte Bedürfnis des Menschen nach Bindung. Val bemüht sich darum, indem sie »Partner genauso häufig wechselte wie das Land«. Auf eine weniger direkte Art zeigt Breen ein ähnliches Muster. Als Junge geht er auf Einbruchstour und stellt fest, dass er in gewisser Weise eine intime Verbindung mit den Bestohlenen herstellen kann, indem er ihre persönlichen Sachen wie Briefe und Tagebücher durchforstet. Später vollzieht er dann den Sprung zu einer dunkleren Form von Intimität – indem er den Inhalt ihrer Leiber sieht.

Ich möchte Serienmord nicht als schrecklich fehlgeleitete Suche nach menschlicher Bindung romantisieren, aber trotzdem gibt es Argumente dafür, dass zwischen Mörder und Opfer eine grauenhafte Intimität bestehen kann, insbesondere wenn eine sexuelle Komponente hinzukommt.

Obwohl *Cities* eindeutig in die Rubrik erotischer Horror gehört, glaube ich nicht, dass der Roman besonders viele erregende Elemente enthält. Vielmehr wird Sex häufig als eine Art Sisyphusfolter dargestellt – egal wie oft, wie unkonventionell oder mit wie vielen Partnern die Charaktere es schaffen, Sex zu haben, sie finden doch niemals Befriedigung. Je mehr sich jemand in der grausamen Welt der City in sexuelle Abenteuer stürzt, desto getriebener versucht er damit fortzufahren, und neue Exzesse scheinen ständig unmäßigere Bedürfnisse zu erzeugen. Darin liegt vielleicht die grausame Täuschung hinter der zwanghaften Suche nach »Sicherheit« im Unerprobten und Unbekannten, und das war es, was ich im Kern vermitteln wollte.

Jemandem, der diese Zeilen jetzt liest, kann ich nur sagen: Ich hoffe, dass die »City«, nach der Val sucht, euren haarsträubendsten Erwartungen mehr als gerecht wird.

Lucy Taylor, Dezember 1998

Prolog

Beim Abendessen an jenem Tag hatte sie einen Löffel gestohlen.

Sie hatte gesündigt.

Hatte etwas an sich genommen, das den Wächtern gehörte.

Die Wächter waren stets aufmerksam, bespitzelten sie, warfen ihr und den anderen, die hier eingesperrt waren, immer wieder heimliche Blicke zu. Hinter ihrem aalglatten, zuckersüßen Lächeln verbargen sich Lügen und Grausamkeit.

Das war noch das kleinste Übel. Vor Kurzem hatte sie festgestellt, dass in den Augen der Wächter ein zweites, rudimentäres Paar Augäpfel verborgen war, winzig und dunkel wie Luftgewehrschrot, ähnlich den runden kreisenden Augen auf den Fühlern von Insekten. Das waren die Augen, die wirklich *sahen*, ihr dabei zusahen, wie sie sich im Schlaf hin und her warf, wenn sie von abscheulichen Träumen geplagt wurde. Augen, die sie beobachteten, während sie beim Stuhlgang auf der Toilette hockte, und die mit gebannter Aufmerksamkeit verfolgten, wenn ihre Hand unter den Bademantel fuhr, um sich selbst zu erforschen und zu einem schmerzhaften Orgasmus zu bringen.

Wie hatten sie den Diebstahl des Löffels nur übersehen, diese allgewaltigen weiß gekleideten Wächter?

Es sei denn, sie *wollten*, dass sie ihn an sich nahm.

Es sei denn, *sie* wussten etwas, das sie nicht wusste.

Ein Messer wäre ihr lieber gewesen, aber das war undenkbar.

Selbst am Esstisch waren keine Messer erlaubt: Vielmehr teilte man das Fleisch – Hackbraten so geschmacklos wie gemahlene Pappe und Hamburger-Patties belegt mit kleinen eckigen Scheiben billigen amerikanischen Käses – mit den Gabelseiten. Wie Kinder oder Barbaren (was wohl aufs Gleiche hinauslief, dachte sie, dankbar dafür, dass ihr die jahrelange Einkerkierung nicht den Witz geraubt hatte).

Sekunden, ehe sie den Löffel verbarg, hatte er in ihrem Mund gesteckt und dort einen eiskalten Klumpen Vanillepudding auf die Zunge befördert. Dann war er ihr aus den Fingern gerutscht und auf den Boden gefallen. Sie hatte sich gebückt, um ihn aufzuheben, ohne sich des sich hier anbietenden Wunders bewusst zu sein. Und beinahe hätte sie den Löffel wieder auf den Teller gelegt, aber dann wurde ihr klar, welche Möglichkeit sich ihr gerade bot und was sie erreichen konnte, wenn es ihr nur gelang, dieses etwa zwölf Zentimeter lange Stück gebogenen Metalls für sich zu behalten.

Sie trug an diesem Abend eine langärmelige Strickjacke und wie stets auch ihre Uhr, obwohl diese seit über einem Jahr nicht mehr lief. Überhaupt schien sich hier niemand für den Zeitablauf zu interessieren – an den nackten weißen Wänden gab es keine Kalender oder Uhren, es mangelte überhaupt an allem, was sie aus dieser fegefeuerartigen Vorhölle wieder hinaus in den

Ablauf linearer Zeit mit Terminplänen und beruhigender Vorwärtsrichtung hätte führen können.

Nein, das war etwas, das man ihnen hier vorenthielt – die Wahrnehmung des normalen Zeitstroms, der verstreichenden Jahre und Jahreszeiten ihres Lebens.

Hier existierte nur eine Jahreszeit – und das war die Hölle.

Sie schob sich den Löffel unter den Ärmel, steckte die Spitze unter das Armband der Uhr und zog den losen Strickärmel nach unten, um das Handgelenk zu verdecken. Und sie aß den Pudding mit der Gabel auf, als wäre das ganz normal.

Als ob hier irgendetwas normal gewesen wäre.

Danke, Jesus!

Die Wächter mit ihrem zweiten Augenpaar hatten nicht mal bemerkt, dass sie eben noch den Pudding löf-felte und gleich darauf mit einer Gabel auf ihn einstach. Wie war das möglich? Es sei denn, sie wollten, dass sie den Löffel an sich nahm. Hatten es vielleicht sogar arrangiert, dass sie ihn bekam. Und wenn sie insgeheim mit ihr unter einer Decke steckten?

Es war ihr egal.

Die Wächter waren, so glaubte sie fest, für die Träume verantwortlich, die ihr seit Monaten zusetzten. Träume von derart unvorstellbarer Widerwärtigkeit und Übelkeit erregender Fleischeslust an einem Ort jenseits jeder Rettung – einem Ort, den sie weder mit Namen benennen noch bestimmen konnte –, dass sie recht bald wahnsinnig werden würde ... oder geworden wäre, hätte dieser Zustand nicht längst bestanden. Die Visionen von Perversion und Ausschweifung verfolgten sie im Schlaf und drangen auch im Wachzustand auf sie ein. Sie konnte

zwar die Augen schließen, die Bilder damit aber nicht aussperren. Sie wusste, dass es dafür nur einen Grund gab: Die Bilder waren in ihren Augen, sie wurden von den sadistischen Wächtern dorthin projiziert.

Nur hatte sie jetzt etwas gegen sie in der Hand.

Sie hatte den Löffel.

Oh, ich danke dir, Jesus! Danke!

Der Löffel.

In der folgenden Nacht hockte sie hinter der verschlossenen Tür ihres Zimmers neben dem Bett und wollte ihre Gebete sprechen – unmöglich! Dämonische Bilder tollten hinter den Augenlidern herum und eine Landschaft der Perversion entfaltete sich in ihrer ganzen unheiligen Pracht. Sie wollte sich anfassen und streifte stattdessen (Gott sei Dank) das Mittel ihrer Befreiung.

Danke, Jesus!

Die Wächter sahen bestimmt zu, genossen es, ergötzten sich an der Qual ihrer Gefangenen.

Es war ihr egal.

Sie würde es ihnen zeigen.

Sie hob den Löffel mit beiden Händen und setzte die kalte Spitze am unteren Lid eines ihrer Augen an.

Und dachte an ein anderes Leben zurück, eines voller Privilegien und Bequemlichkeit, in dem das Frühstück oft damit begonnen hatte, die Stücke einer Grapefruit zu entkernen.

Sie pulte die fleischige Masse aus dem ordentlichen Dreieck und steckte sich das tropfende Obst in den Mund, um den würzigen Saft aufzusaugen.

(O Gott, o Gott, o Gott, Ogottogottogottogott ...)

Blut strömte in ihr Gehirn.

Adrenalin durchbohrte sie wie ein Stromschlag.

Etwas Warmes, das sich wie eine Auster anfühlte, rutschte ihr nass über die Wange.

Jetzt das andere, das andere ...

Erneut das Übelkeit erregende Ringen mit dem eigenen widerborstigen Fleisch. Dann war es geschafft.

Sie brach in einer größer werdenden Blutlache und in heiliger Dunkelheit zusammen.

»Ich danke dir, Jesus! Danke!«

Sie schrie es aus Leibeskräften heraus, scherte sich nicht darum, wer es hörte.

»Danke, Jesus!«

Bis in der Schwärze der leeren Augenhöhlen die Visionen erneut begannen.

Danach kreischte sie nur noch.



TEIL 1

Im Frühherbst traf Val Petrillo in Hamburg zu spät auf einer Sklavenauktion ein. Diese fand im Keller von Das K- statt, einem der berüchtigtsten Sexclubs Europas, und bestand aus der Versteigerung von nackten oder halb nackten Männern und Frauen, alles freiwilligen Teilnehmern, um sie für eine oder zwei Stunden in einem der Privatzimmer dieser Einrichtung benutzen zu dürfen.

Val hatte nur Stunden zuvor von der Auktion – und einem speziellen »Sklaven« – gehört und dafür eine Wochenendaffäre in Paris mit einem iranischen Kunststudenten unterbrochen, den sie dort in einem Sexclub am linken Ufer kennengelernt hatte. Der junge Mann war ganz Testosteron und Appetit und Verlangen. Val erklärte ihm, dass sie in wenigen Tagen zurück sein werde.

Sie wusste, dass es im günstigsten Fall eine Halbwahrheit war, dass sie wahrscheinlich nach Paris zurückkehren würde, aber nicht unbedingt zu ihm. Nachdem sie einmal fortgegangen war, nahm sie nur selten den alten Weg wieder auf.

Somit war es nur die Aussicht auf eine noch stimulierende Erfahrung, die es ihr möglich machte, sich von der rohen köstlichen Energie seiner Aufmerksamkeiten loszureißen.

Es war ihr erster Besuch in Hamburg, und sie bedauerte, dass sie vom Flughafen Fuhlsbüttel direkt zum Club rasen musste. Eine derart unerwünschte Hast war nicht ihr Stil. Sie genoss eine Stadt lieber mit Muße und Zeit, traf am liebsten mit dem Zug dort ein, vorzugsweise wenn gerade die Sonne aufging und sie dann noch für einige Minuten allein auf dem Bahnsteig sitzen konnte. Sie sah sich dann die zielgerichteten Schritte der Pendler an, das Umherschleichen und die hängenden Schultern der Obdachlosen und Huren, die oft schüchternen und unsicheren ausländischen Touristen, die versuchten, nicht danach auszusehen, aber sich weder der Sprache noch der einzuschlagenden Richtung sicher waren und sich so auf fremdem Terrain vorsichtig einen Weg suchten. Val betrachtete sich nie als dieser frohen, zwielichtigen, sprudelnden Menge zugehörig, sondern als distanzierte Betrachterin. Genauso wie ein Taubenhalter seinen Tieren zusehen würde, während sie umherflatterten, schissen und umherstolzierten.

Stets schien eine unsichtbare Wand, eine zweite Haut aus Zellophan sie von den Menschen in der Nähe abzuschirmen, sodass das Fleisch anderer nie mehr als einen oberflächlichen Kontakt herstellte, selbst wenn sie in sie eindrangten. Man konnte sie ficken, aber niemals berühren. Die unsichtbare Wand, hinter der sie sich abschottete, tat weh, schützte sie aber auch.

Das Beobachten war eine Form des sicheren Kontakts, eine Möglichkeit, jene zu betrachten, die wie sie waren und doch nicht wie sie und von denen sie sich nur durch Geruch und Geschmack und Anfassen ein Bild machen konnte. Denn sie glich einem Menschen, der von Geburt an blind und stumm war. Sex war ihre Blindenschrift,

ihre Sprache und ihr Bindeglied. Ohne Sex, hatte sich Val manchmal gedacht, würde sie gewiss aufhören zu existieren.

Und doch hatte sie sich in jüngeren Jahren oft gewünscht, sie könnte genau das tun: zu existieren aufhören, soweit es andere menschliche Wesen betraf. In Einsamkeit und Frieden leben, eine alte Frau im Körper eines Kindes, die ihre Tage in einem geheimnisvollen, abgelegenen Land in ländlichem Idyll verbrachte.

Im Arbeitszimmer ihres Vaters hatte das Ölgemälde einer ebenen, von der See umpeitschten Insel gehangen, einem Eiland voll üppigen Grüns unter giftpilzfarbenen Wolken, der flache Horizont lediglich durchbrochen von den Umrissen eines kleinen, mittelalterlich wirkenden Dorfes. Die Orkneyinsel nördlich von Schottland, hatte er ihr erzählt. Auf einer Europareise Jahre zuvor hatte er sie kurz mit der Familie besucht und Val spürte bei seinen Worten eine wilde, romantische Sehnsucht nach diesem Ort.

Wenn ich mal groß bin – so lautete das Mantra ihrer Kindheit –, werde ich auf den Orkneyinseln leben, Bilder vom Meer malen und frei sein.

Aber auf jene geheimnisvolle Art, wie sich viele Kindheitsträume vor den Augen des erwachsen gewordenen Kindes auflösen, war nichts davon jemals eingetreten.

Einmal, gleich nach dem Ende ihrer Teenagerjahre und einer Abfolge von Pflegefamilien, war sie ihrer Ambition, eine Künstlerin zu werden, ein volles Semester lang auf der Parsons School of Design in New York gefolgt, aber ihre Faszination für die Feinheiten von Form, Beschaffenheit und Farbton war rasch zur Hingabe an anderes degeneriert: die himmelblauen Augen eines

jungen Töpferkunstlehrers, die korallenspitzen Brüste einer Mitbewohnerin, mit der sie kurz eine Wohnung in Soho teilte, den magentaköpfigen Schwanz eines argentinischen Gitarristen, dem sie in einem Cityclub begegnete. Jeder Versuch, einen Hunger zu stillen, erzeugte ein halbes Dutzend weitere, eine Überflutung mit roher Begierde, neben der alle anderen Bedürfnisse und Wünsche zu armseliger Bedeutungslosigkeit verblassten.

New York und der Traum, eine Künstlerin zu werden, hielten gerade mal sechs Monate lang an.

Dann zog sie nach Boston um und anschließend nach Philadelphia und sie blieb in Bewegung, zog von einem Lover zum nächsten und schließlich von einem Kontinent zum nächsten, eine entwurzelte Abenteurerin in einer Welt, in der sie sich distanziert und zutiefst fremd fühlte, wenn sie nicht gerade in eine erotische Beziehung vertieft war.

Um den anhaltenden Hunger nach neuen Erlebnissen und neuen Wegen zur Stimulation zu stillen, hatte sie die Gewohnheit angenommen, Städte und Partner so häufig zu wechseln wie manche Leute die Kleider. Selbst wenn sie gerade mit jemandem Sex hatte, fantasierte sie schon vom nächsten Partner und begehrte mehr das gerade nicht Erreichbare als den Mann oder die Frau auf oder unter ihr.

Manchmal beobachtete sie einen Bahnsteig oder ein Flughafenterminal und entdeckte dabei ein besonders auffälliges Gesicht, die fesselnde Form einer Hand oder eines Kiefers, eine denkwürdige Brust oder Fessel, und wenn die betrachtete Person zufällig den Blick erwiderte, kam es vielleicht zu einer flüchtigen Begegnung, entstand eine Verbindung und Val dachte sich: *Du hättest meine*

Schwester sein können, mein Bruder, Freundin oder Freund fürs Leben. Du hättest mein Lover sein können.

Manchmal wurden diese Menschen ihre Lover, aber die vom anfänglichen Eindruck versprochene Schönheit entsprach nie ganz Vals Erwartungen, so wenig, wie die Skylines der von ihr besuchten Städte ihren Träumen gerecht wurden – manche von ihnen glanzvoll mit prunkvollen Minaretten oder turmhohen Glasfassaden, die sich in den Himmel reckten, andere geduckt und heruntergekommen oder trostlos vom Ruß und Dreck der dort herrschenden Pestilenz.

Also zog sie stets weiter.

Von Stadt zu Stadt, von Bett zu Bett.

Und folgte dabei ihren beiden Neigungen, Wanderlust und Fleischeslust. Die Leidenschaften ihres Lebens.

In den zurückliegenden Monaten drückte sich jedoch ein neues Zielbewusstsein in Vals Wanderungen aus. In den Sexsalons und Privatclubs, die sie besuchte, hörte sie seltsame Gerüchte. Gelegentlich flüsterten von Alkohol oder Übersättigung schlaffe Lippen etwas über einen Ort, von dem sie schon geträumt, den sie aber noch nie gesehen hatte: eine sinnliche Stadt von solcher Perversität, dass sie jede geistige Stabilität auf die Probe stellte, ein Ort, neben dem die Fleischtöpfe Sodoms und der modernen Gomorrhas der Welt verblassten.

Stets blieben die Erzählerin oder der Erzähler vage in den Anspielungen, aber mehr als einmal hörte Val von einem Mann, den man nur unter der Bezeichnung »der Türke« kannte. Er war es, so behauptete die Gerüchteküche, der den Zugang zu dieser City arrangieren konnte.

Auf der Suche nach dem Türken geschah es, dass Val Das K- besuchte, egal ob dieser Mann nun real war oder

das Fantasiegespinnst von Gehirnen, die zu sehr von ihrer Käuflichkeit verdorben waren, um noch zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden. Ein junger Mann von den Philippinen, ein ungelernter Arbeiter, der bei Tage Fracht im Hamburger Hafen entlud und nachts seiner Leidenschaft für SM frönte, sollte in wenigen Minuten versteigert werden.

Man erzählte sich, dass er dem Türken begegnet sei, sich sogar schon mal in die City getraut habe. Val war fasziniert und darauf erpicht, ihn kennenzulernen.

Nervös vor lauter Erwartung saß sie an einem Tisch nahe der Bühne, nippte Courvoisier und beobachtete einen Kellner mit Punkfrisur in Netzstrumpfhose und Satinshorts, der zwischen den Tischen herumscharwenzelte.

Es war nach Mitternacht und Val hielt sich seit zehn Uhr im Club auf. Gern hätte sie sich einen Partner genommen, mit dem sie in einem der Privaträume weiter hinten im Club verschwinden konnte, der konstanten Prozession von Paaren, Trios und Gruppen folgend, die schon im Gang war, seit Val den Club betreten hatte. Aber dabei verpasste sie vielleicht das, weshalb sie hier war: um sich einen hübschen Jungen und ein paar Informationen zu kaufen. Also saß sie ungeduldig da und bemühte sich, das hartnäckige Pochen ihrer Klitoris in einer Atmosphäre aus Moschus, Hitze und Pheromonen zu ignorieren und darauf zu warten, dass der auftauchte, den sie zu kaufen plante.

Val war Anfang 30, eine schlanke Frau mit schwarzen Haaren, die ein sonnengebräuntes ovales Gesicht einrahmten. Die grauen Augen hatten kleine smaragd-farbene Sprenkel und das Gesicht war symmetrisch und ausdruckslos genug, um sie vielleicht nicht als

konventionelle Schönheit zu betrachten, aber doch zumindest als unergründliche Person. In einem Raum mit außergewöhnlich auffälligen, sogar ausgeflippten Menschen waren Vals Kleidung und Verhalten fast ausgeprägt gewöhnlich. Sie trug Jeans, die eng saßen, aber nicht so stramm, dass sie das Blut abgeschnürt hätten, eine lose Seidenbluse und abgewetzte Cowboystiefel, die vielleicht eher auf eine Westernranch gepasst hätten als in einen europäischen Sexclub. Make-up hatte sie nur minimal aufgetragen. Hals, Ohrläppchen und Finger waren abgesehen von einem großen Saphirring am Mittelfinger schmucklos geblieben.

Für den Betrachter wäre es schwierig gewesen, sich eine Meinung zu ihrer sexuellen Orientierung zu bilden, eine Sachlage, die Val schätzte und kultivierte.

Zwei junge nigerianische Frauen, Zwillinge mit gewaltig geblähten Nasenflügeln und Lippen wie dunkelrote Rosenblüten, wurden gerade versteigert und gingen an einen älteren Professorentypen mit Bifokalbrille und Tweedklamotten.

Eine blonde junge Frau, angeleint und geschnürt, wurde von einer Lederlesbe erworben, die ihrer Beute Handschellen anlegte, ehe sie diese von der Bühne führte. Ein männlicher Muskelprotz mit sehr aufrechter Haltung und einem komplexen Geflecht grüner Tattoos, die sich wie epidermale Kudzu-Ranken an Armen und Oberschenkeln entlangwanden, ging zu einem grotesken Preis an ein grelles Geschöpf mit Pailletten an den künstlichen Wimpern und einer Wölbung im Schritt der hautengen Elastanhose.

Als der knabenhafte Filipino schließlich auf die Bühne geführt wurde, weckte er das Interesse etlicher älterer

Männer. Er war jung und hatte einen straffen Bauch, die ölige Haut schien ihm zu eng zu sitzen und hob jeden Muskel, jeden Knochen und jede Sehne hervor wie ein glattes weiches Lederkorsett, darauf ausgelegt, in Streifen heruntergerissen zu werden, um leichter an die Freuden darunter zu gelangen.

Val hörte die Gebote steigen und bot dann selbst eine so große Summe, dass niemand sie mehr überbieten wollte. Einige der männlichen Konkurrenten warfen ihr giftige Blicke zu und sie fragte sich kurz, ob der Sklave selbst enttäuscht war und es nicht mit einer Frau treiben konnte, nicht mal unter Zwang. Egal, sie hatte für ihn gezahlt und er gehörte ihr. Zumindest für die nächsten Stunden.

Während sie zur Kasse ging, um zu zahlen, ehe sie ihren Sklaven abholte, spürte Val Blicke auf sich ruhen. Sie drehte sich langsam um und sah einen platinhaarigen jungen Mann, der an der Theke saß und Val aus schmalen grünen Luchsaugen musterte. Er trug ein Seidenhemd und eine weite schwarze Satinweste und hatte einen Diamantknopf in einem Ohr und einen gruseligen Eyeliner aufgetragen, der selbst eine Hure beschämt hätte. Seine Haut war so blass, dass sie durchscheinend wirkte wie ein Gewebe aus zusammengenähten hauchdünnen Insektenflügeln. Als sich ihre Blicke begegneten, hob er ein winziges Likörglas mit einem goldenen Getränk darin und deutete einen Toast an.

Val zeigte ihm keinerlei Reaktion. So hübsch er auch aussah, sie hatte im Augenblick nur Verwendung für ihren Einkauf.

Nachdem sie Minuten später für ihren Sklaven gezahlt und ihn abgeholt hatte, vergaß sie die betörend blassen

Gesichtszüge der Erscheinung an der Theke. Sie nahm den Filipino-Jungen, der nach Auskunft des Auktionators Santos hieß, mit nach oben in ein für Auspeitschungen ausgerüstetes Zimmer, in dem eine ganze Wand wie die Schatztruhe eines Sadisten mit Ledergerten, neunschwänzigen Katzen und Fesselinstrumenten behangen war.

Val leitete das Prozedere ein, indem sie die eigene Kleidung ablegte und Santos auszog, um dann ihrem Sklaven zu befehlen, sie zu ficken. Er tat dies mit Wucht und Gusto, aber nach wenigen Minuten täuschte Val Unzufriedenheit vor und legte Santos zwei an einer Wand befestigte Handschellen an. Dann suchte sie sich die kräftigste Peitsche aus, um den Jungen auf dem nackten Rücken und den Hinterbacken zu züchtigen, bis das glatte, nussbraune Fleisch eine Tapisserie aus angeschwollenen rosa Striemen war.

Die ganze Zeit lang gab der Sklave keinen Laut von sich, was Val ein bisschen enttäuschend fand, da für sie das größte Vergnügen bei der Züchtigung im Stöhnen und in den Schreien einer unterwürfigen Person bestand, und so schwang sie die Peitsche mit mehr Kraft, ohne Santos jedoch auch nur ein Flehen oder Stöhnen zu entlocken.

Endlich befreite sie ihn von den Handfesseln und erlaubte ihm, sie bis zum Höhepunkt zu ficken, ihrem und seinem, den er unter Winden und Beben erreichte, aber ohne einen einzigen Laut von sich zu geben.

Sie lagen eine Zeit lang still, atmeten die starken und berausenden Aromen des Orgasmus ein und hörten Gelächter und Applaus von der Versteigerung, die im unteren Stockwerk nach wie vor im Gange war.

»Ich habe in Paris von dir gehört«, eröffnete Val in gebrochenem Deutsch das Gespräch, während sie eine Hand auf Santos' Schwanz legte und müßig streichelte. »Man hat mir erzählt, du wärst ein echter Feinschmecker in Sachen Perversionen.«

Santos lächelte und zuckte die Achseln. Val kam der Gedanke, dass er sie vielleicht nicht verstanden hatte oder Deutsch noch weniger beherrschte als sie. Sie versuchte es mit Englisch, aber Santos fixierte sie einfach nur mit einem ausdruckslosen Blick und fuhr mit einem Finger rings um eine ihrer Brustwarzen.

Val kratzte ihre mageren Spanischkenntnisse zusammen und setzte nach. »Stimmt es, dass du in Kontakt mit dem Mann stehst, der als der Türke bekannt ist? Und warst du mal an dem Ort, den man die City nennt?«

Erneut dieses leise, fast klägliche Lächeln voller Koketterie, aber diesmal wusste Val, dass er sie verstanden hatte. Als sie die Worte »al Turco« aussprach, hatte sein Penis in ihrer Hand gezuckt.

»Du bist nach wie vor mein Sklave, das weißt du doch? Und ich habe dich gefragt ...«

Santos beugte sich vor und drückte den Mund voll auf ihren. Seine Lippen öffneten sich, und zum ersten Mal an diesem Abend erlaubte er ihr einen Kuss. Val glaubte, dass er sie zu so etwas wie einem Spiel zu verleiten versuchte: Er wollte ihr die gewünschten Informationen nur geben, wenn sie ihn noch mehr lockte. Halb verärgert und halb fasziniert entschloss sie sich mitzuspielen, steckte ihm die Zunge in den Mund und tastete und schob, bis ...

Sie bekam eine Gänsehaut, wich zurück und stieß vor Überraschung und Abscheu einen Schrei aus.

Santos lächelte vergnügt und öffnete den Mund so weit, dass sie seine Mandeln sehen konnte.

Aber da war eben auch nichts, was ihr diesen Blick versperrt hätte.

Der Mund war leer, eine offene Höhle, und der Stumpf der Zunge zeigte sich als verätzte graue Wurzel tief in der Kehle. Er stieß einen gurgelnden, halb geformten Laut aus, eine Art gedämpftes Grunzen.

Val war entsetzt, unterdrückte aber ihren Reflex zurückzuweichen. Stattdessen griff sie nach ihrer Handtasche und holte einen Stift und Papier hervor. »Gib mir Antwort auf meine Frage!«, kommandierte sie. »Ich weiß, dass du mich verstehst. Schreib die Antwort auf.«

Santos hielt den Stift, als wäre ihm ein solcher Gegenstand fremd. Er kritzelte ein ›X‹ oben auf die Seite. Val wiederholte die Frage und erhielt die gleiche Antwort.

Sein Schwanz hingegen war viel mitteilbarer. Er war voll erigiert und drückte lüstern gegen Vals Bauch.

Sie schlug das unerwünschte Stück Fleisch mit der Hand weg und griff nach den Kleidern.

Sie hatte einen stummen Mann gekauft, der entweder Analphabet war oder so tat, als wäre er einer. Santos würde ihr nichts mitteilen, und sie war wütend. Auf andere Art jedoch, so wurde ihr klar, hatte er ihr vielleicht mehr verraten, als sie wirklich wissen wollte.

Das machte sie noch wütender und auf perverse Art noch erpicht darauf als je zuvor, die City zu besuchen.



<http://darkfantasy.us>

LUCY TAYLOR ist eine amerikanische Autorin, die sich mit ihren Werken den Ruf als »Queen of Erotic Horror« erwarb.

Sie hat u. a. als Tanzlehrerin, Barkeeperin, Kellnerin und in Tokio als Englischlehrerin gearbeitet. Heute lebt sie in Santa Fe, New Mexico.

Infos, Leseprobe und eBook:
www.Festa-Verlag.de